

gend, sagte sie fast feierlich: „Meine Mutter ist mir im Traume erschienen. Das bedeutet was. Ich hatte gerade am Abend so viel darüber nachgedacht, ob ich weiter spielen sollte oder nicht. Ich habe mich ordentlich gequält. Meine Bekannte, die Sekretär Maus, mit der ich sonst immer das Viertel spielte, will ja nun durchaus nicht mehr. Aber, man möchte nichts verpassen — und man möchte doch auch wieder nicht unnütz Geld ausgeben. Ach Gott, man ist zu schlecht dran, wenn man keine Menschenfeele hat, mit der man sich mal aussprechen kann!“

Herr Rechtsanwalt sagt immer: ich soll nicht und lacht. Ich hätte zuviel Glück in der Liebe!“ Ein bitterer Zug zog ihre Mundwinkel abwärts.

„Aber ich habe ja noch nie was gewonnen, nicht in der Liebe, nicht in der Lotterie. Nur wer' ich's doch noch einmal versuchen. Es ist mir so, als hätte mir Mutter ein Zeichen geben wollen!“ Sie seufzte, legte die Hand auf das pochende Herz und starrte ins Leere, als sehe sie in unbegrenzte Weiten.

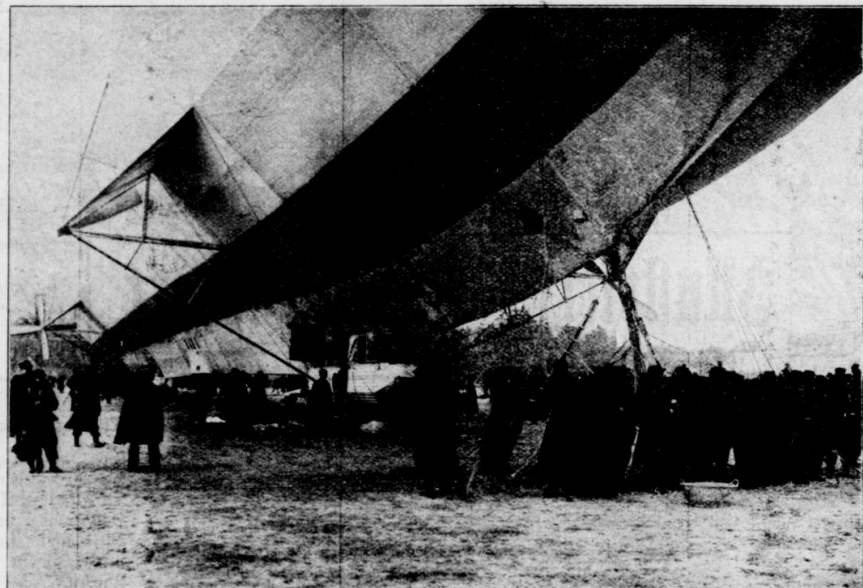
Nebenan öffnete sich die Tür; der Chef selber trat aus seinem Privatbureau. Man sah ihm den früheren Offizier noch an. Fräulein Fleder war zusammengefahren, sie hatte sich erschrocken; das Tür-

flüchtig auf. Aber dann schmunzelte er in sein Hauptbuch hinein: „Wird schon wieder frisch werden. Wenn die ordentlich was gewinnt, kriegt die auch noch 'nen Mann.“

Das alte Mädchen war aus dem Hause getreten. Es wendete noch einmal den Kopf im Fortgehen und sah zurück nach dort, wo das große Schild mit dem Adler im Wappen prangte: „Königlich Preussische Lottereeinnahme.“

Sie seufzte auf: ja, nun war sie doch wieder da eingetreten!

Und sie hatte doch nicht mehr spielen wollen! Die Maus hatte ganz recht, dies Bureau mit der großen Inschrift, die man von weither sah, ob man von rechts kam, ob man von links kam, die einen förmlich von der anderen Straßenseite herüberzog, war die reine Versuchung. Die Maus schimpfte und sagte: „Spiele wäre verboten, jede Spielhölle würde aufgehoben, und ob dieses Bureau was viel Besseres wäre! Die arme Maus, sie hatte nun schon eine Menge verspielt. Ach ja, — Fräulein Fleder nicht — viele Markt hatte auch sie schon hierhergetragen in dieses Bureau, Geld, das sie sich sauer verdient hatte! Herr Rechtsanwalt war ja sehr gut und kummerte



Das deutsche Militär-Luftschiff Z 4, das während seiner Abnahmefahrt nach Frankreich abgetrieben wurde und auf dem Truppenübungsplatz Lunéville landete. Das Luftschiff sollte von Friedrichshafen nach Baden-Ost fahren. Z 4 ist das neueste, schnellste und am vollkommensten ausgerüstete Kriegsluftschiff. Nach eingehender Besichtigung durch französische Offiziere und erfahrene Aviatiker wurde dem Z 4 die Nachfahrt gestattet. Er landete in Mes. Unsere Aufnahme zeigt das von französischem Militär bewachte deutsche Militär-Luftschiff in Lunéville.



Fräulein Fleder beim Durchsehen der Gondeln des Z 4. Von der Vollendung des deutschen Militär-Luftschiffes Z 4 in Lunéville (Frankreich).



Kapitän Glund, Führer des Z 4 auf seiner Abnahmefahrt. — Phot. Meyer.



General Hirschauer, der Inspekteur des Flugwesens in Frankreich. — Phot. Navid.

knarren und der unvermutete Eintritt hatten sie herausgerissen aus einer langen, langen Kette von G-danken.

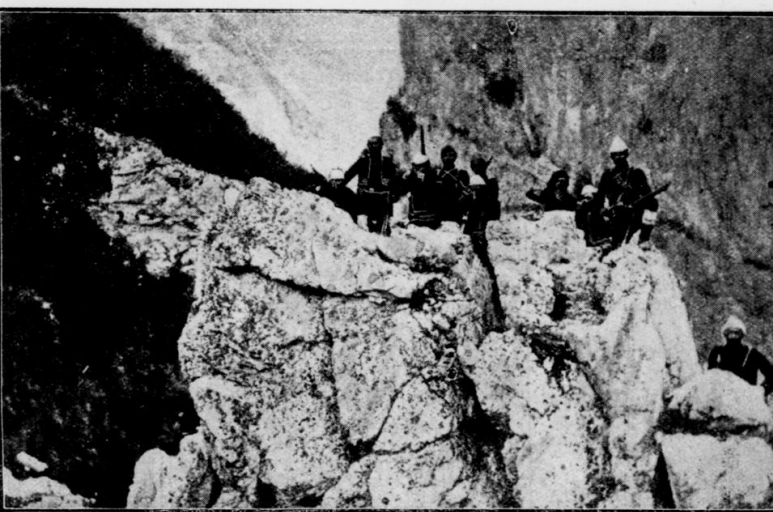
Der Lottereeinnahmer begrüßte sie freundlich. „Auch wieder da, Fräulein? Wollen wieder Ihr Glück versuchen? Na, wir wollen hoffen!“

Sie war verwirrt und empfahl sich bald.

„Hat die Person aber gealtert, seit ich sie das letzte Mal gesehen habe.“ sagte der Chef zum Buchhalter. „War doch noch ein ganz ansehnliches Mädchen, wenn ich mich recht erinnere. Scheint sehr nervös zu sein!“

„Sie war aufgeregt; sie bildet sich fest ein, sie gewinnt diesmal!“ Der Buchhalter, der eben die Eintragung machte, blickte nur

sich eigentlich gar nicht darum, was sie tat oder nicht tat, wenn er nur nach der Sprechstunde sein Essen hatte und die Taschentücher rein in der Schublade fand und Knöpfe an seinen Hemden. Sie war wie die Frau, wie die Herrin vom Haus — ach, sie war ja doch keine Frau, und es war doch sauer verdient Geld! Nur im Eigenen ist es eine Freude, zu arbeiten; hier war es trotz allem und allen immer ein Muß. Mächtige das Glück doch die Hand ergreifen, die sie ihm so zitternd, so flehentlich hinstreckte! — Was wollte denn die Mutter, die ihr im Traume erschienen war, anderes, als des Kindes Glück? Sie hatte die Tochter immer so lieb gehabt. Es war etwas Beunruhigendes, etwas Drängendes in ihren Mienen gewesen, sie hatte genickt: ja. Was sollte das anderes



Zum Kampf um Skutari: Die Verteidiger von Skutari in den Felsenklüften des Tarabosch.

Kopf ab. Im Nachbarzimmer waren sie noch auf. Man brachte seine Schwesterchen zur Ruhe. Sie fischerten, und Anton Jegoritsch ermahnte sie: „St! Still! Ihr werdet Mitja auf!“ Mitja brachte die Worte, diese Stimme außer sich. Er stellte sich im Finstern vor, daß sich gleich die Türen behutsam öffnen, daß auf Fußspitzen der Vater hereinerschleichen und mit zärtlicher Stimme sagen werde: „Mitja, hast du ausgeruht, Täubchen? Nun, jetzt stehe auf, Herzchen, und übe...“ Denn morgen mußt du alle in Erstaunen setzen! Und er erschraf in der Vorstellung vor diesen Worten und barg den Kopf wieder unter die Decke. Morgen! Dieses gräßliche Morgen! Keinem seiner Mitschüler steht dieses „Morgen“ bevor! Es werden nur Erwachsene spielen und singen. Nur er, in der Eigenschaft eines Wunderkindes, wird auf dem öffentlichen Vortragsabend auftreten. Wenn dieses „Morgen“ nicht wäre, dann würde er heute früh mit den Knaben spielen, plaudern, tanzen. Niemand von ihnen denkt daran, daß es notwendig sei, sich irgendwo auszuzeichnen, irgendjemanden in Erstaunen zu versetzen... Morgen! Er wird das Podium betreten, bleich, müde, mit einem dumpfen Schmerz auf der Brust, von dem niemand etwas weiß und der niemanden etwas angeht. Doch zeichnet er sich wirklich aus, dann ist die Sache noch viel ärger für ihn. Dann werden sie ihn von Abend zu Abend, aus einem Konzert ins andere schleppen, von einer Stadt zur anderen mit ihm reisen; ja, der Vater denkt, spricht, schwärmt von nichts anderem.

Der Gedanke an die Geige erfüllte den Knaben mit Haß und Widerwillen. Sie, diese Geige, raubte ihm alles, woran andere Kinder sich erfreuen durften. Vorher hatte er sie geliebt, o, wie sehr! Aber sie hatte ihn bisher nur gemartert und nun war sie ihm verhaßt. Ein unendliches Wonnegefühl bemächtigte sich seiner bei der Vorstellung, daß es möglich wäre, die Geige in Trümmer zu zer schlagen, sie in Stücke zu hacken, sie in die Schlichtgrube zu werfen. Er riß im Finstern die Augen weit auf und starrte nach der Gegend, wo er die Geige liegen wußte. Im Zimmer war es sehr finstern, ebenso im Nebenzimmer, wo bereits alle schliefen. Doch das

schadete nicht; er sieht sie, die schreckliche Geige, die ihm jetzt ein Lebewesen dünkt, ein böses Tier, das nur den Lebenszweck hat, ihn zu quälen von klein auf, das ihn nicht gestattet, zu wachsen, groß und ein starker Mann zu werden. Ja, er sieht sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Könnte man sich eine millionenfach größere Finsternis vorstellen, alles eins, er würde fortfahren, sie ganz deutlich zu sehen. Ihre Umrisse waren scharf in seine Seele gezeichnet, da er jede Minute seines Lebens, wo er nicht schlief oder aß, mit ihr vereint war. Sie haftete an seinen Händen fest und zerrte sein Herz mit ihrem eintönigen, hartnäckigen Getöse. Und das wird so sein das ganze Leben durch, da er dazu verurteilt ist.

Mitja schlummerte ein. Zu den schweren Schläfen, der ihn umfing, mischten sich grauliche Bilder. Ihm träumte, eine ungeheure Geige von ganz unglaublichen Dimensionen, mit einem Tigerkopfe, neigte sich über ihn; sie öffnete ihren ungeheuren Nachen, um ihn zu verschlingen. Das war seine eigene Geige, jene dort, die im Geigenkasten gelegen hatte und die

jetzt nicht mehr dort lag, sondern an seine Brust anwuchs, allmählich so fest anwuchs, daß er sich vergeblich aus allen Kräften bemühte, sie loszureißen; sie wuchs zu einem Bestandteil seines Körpers mit ihm zusammen, wie der Fuß, die Hand, der Kopf. Und Anton Jegoritsch drückt ihm den Bogen in die Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Übe, Mitja, übe, Täubchen! Sie ist jetzt mit dir zusammengewachsen; du kannst nichts mehr machen!“ Und er möchte so gerne teilnehmen am Spiel und an den Tänzen der Knaben und Mädchen, die in hellen Sonntagskleidern in strahlend erleuchtetem Zimmer lustig sich tummeln; doch das ist unmöglich, da ihm ja die Geige angewachsen ist. Und jetzt führt ihn Anton Jegoritsch aufs Podium. Der Saal ist mit Publikum gefüllt; elegant gekleidete Damen, würdige Männer; und da — auch der alte Fürst sitzt in der ersten Reihe und betrachtet Mitja durch sein Glas. Lautlose Stille herrscht in Erwartung seines Spieles. Anton Jegoritsch steht hinter seinem Rücken und flüstert ihm zu: „Spiele, spiele, Mitja! Trachte alle zu verblüffen, dann ist auch der Ruhm dein und Geld wird dir in Strömen zufließen!“ Nein, er will nicht spielen, er verlangt nicht nach Ruhm und Geld, er verlangt nach Freiheit, nach der goldenen Kinderfreiheit; leben will er, wie andere Kinder leben, mit ihnen spielen, springen, lachen... „Spiele!“ flüstert wieder Anton Jegoritsch, „mein Herzchen, mein Täubchen, spiele!“ — „Nein, ich will nicht! Will nicht! Will nicht! Da haben Sie's!“ Und Mitja packt die an seine Brust angewachsene Geige mit beiden Händen, nimmt alle Kraft zusammen und reiht die Geige mit einem gräßlichen Schrei samt einem Stück Fleisch vom Körper. Blut strömt in einem Bache aus seiner Brust; das Publikum und selbst der Fürst applaudieren wie toll und schreien: „Bravo! Bravo!“ (Schluß folgt.)



Zum Kampf um Skutari:

Montenegriner schaffen ihre Artillerie durch den Skutari-See auf die Anhöhe gegenüber dem Tarabosch.

Mitja Spiridonow.

Erinnerungen aus dem Konfervatorium von J. N. Potapenko.
Sorgfältig verdeutschte Uebersetzung aus dem Russischen von Luise Kluschor.
(Fortsetzung.)

Die Püffe und Stöße mit denen die Kinder im lustigen Spiel einander hauchten und die sie während des Spieles als schmerzhaft gar nicht empfanden, würden ihn, das wußte Mitja, unter Schmerzen zusammenzucken lassen. Er fühlte es, daß er bei dem ersten Schläge einer Kinderfaust in Schluchzen ausbrechen müßte.

Da lief ein zarter, hübscher und sehr reinlich gekleideter Knabe auf ihn zu. Es war sein schweigsamer Gefährte; sie liebten es, in der Klasse nebeneinanderzustehen, während des Stundenwechsels Hand in Hand zu promenieren. Sie zogen einander gegenseitig an. Ernst Klaidar war der Sohn des Organisten in der katholischen Kirche und bereitete sich seinerseits ebenfalls auf den Beruf eines Organisten vor. Er war ein guter und weichenmütiger Knabe mit freundlichen blauen Augen, mit einem lieben Lächeln um das rosiges Mündchen. In tollen Spielen der Kameraden beteiligte er sich nie. Da er ein Deutscher war, hatte ihn Professor Beker gerne und streichelte immer seine blonden Locken, wenn er ihm auf der Treppe begegnete, obwohl der Knabe nicht der Geigerzunft angehörte.

„Spiridonow“, wendete sich der künftige Organist an Mitja, „du spielst morgen?“

„Ja, ich werde spielen“, antwortete Mitja traurig.

„Und heute, nicht wahr, heute bist du frei?“

Mitja sah den Knaben fragend an. Was heißt frei? Er war nie frei.

„Ich weiß es nicht“, antwortete er ungewiß.

„Tue mir einen Gefallen! Heute feiert mein Schwesterchen Namenstag; wir haben eine Kindergesellschaft — der Nikolow kommt, Kapustin, Kirik, Rapirow — komm du doch auch! Wir werden tanzen. Ja?“

„Tanzen?“ fragte Mitja in gleicher Weise wie oben. Ihm erschien eine solche Zumutung Unsinn.

Nein, ihm wird man um nichts in der Welt erlauben, zu tanzen, ihn werden sie mit der Geige martern den ganzen, ganzen langen Tag, dann die ganze Nacht und dann wieder den ganzen Tag.

Kaum hatte er dies bedacht, schüttelte er den Kopf und war im Begriffe zu sagen, sein Vater werde ihm das ganz gewiß nicht erlauben, als er sich umwenden mußte, da ihm jemand die Hand auf die Achsel gelegt hatte.

„Mitja, Töubchen! Professor Beker fragt nach dir,“ sprach Anton Jegoritsch.

Mitja nahm sich zusammen und folgte willig dem Vater nach.

Klaidar trat in gefestigter Weise an Anton Jegoritsch heran. „Herr Spiridonow! Bringen Sie doch heute Abend Ihren Sohn zu uns, bitte! Wir geben eine Kindergesellschaft, wir werden heute Abend lustig sein.“

Anton Jegoritsch verzog den Mund zu einem höflichen und nachsichtigen Lächeln.

„Nein, mein lieber Knabe, Mitja hat keine Zeit. Er spielt morgen,“ antwortete er.

Klaidar ging weg. Vater und Sohn schritten die Treppe hinunter. Beker's Klasse bestand durchweg aus fortgeschrittenen älteren Schülern, darunter auch einem Mädchen. Mitja wurde in diese Klasse versetzt, ungeachtet seiner Jugend, aus Rücksicht auf sein ungewöhnliches Talent.

„Aha, Paganini!“ bewillkommnete der Professor Mitja — er nannte ihn häufig mit diesem Namen —, „nun komm, wieviel uns deine Nummer vor. Doch warum bist du heute so absonderlich blaß?“

„Er war heute Nacht etwas unwohl, Herr Professor,“ beistete sich Anton Jegoritsch den Lehrer aufzuklären.

Er hatte Professor Beker niemals darüber aufgeklärt, wieviel Stunden im Tage Mitja übte. Diese unschuldige Lüge gestattete er sich im Interesse des Ruhmes seines Sohnes. Es konnte leicht der Fall eintreten, daß Beker, falls er gewußt hätte, wie sich die Sache verhielt, geringer vom Talente des jungen Spiridonow gedacht hätte.

Mitja spielte seine Nummer herunter. Er nahm sich zusammen und spielte deshalb gut und sehr affekt. Wenn es nicht ein zwölfjähriger Junge gewesen wäre, dann hätte jeder beurteilt, das Spiel sei trocken, eingelehrt, gezwungen. So aber sah jedweder nur, mit welcher Sicherheit die kleinen Finger sich bewegten, mit welcher Sicherheit die kleine Hand den Bogen führte. Es kam niemandem in den Sinn, vom Knaben seelenvolles Spiel und tiefes Gefühl zu verlangen.

„Was für eine Technik, was für eine ungeheure Technik bei einem so jungen Knaben!“ rief Beker gerührt und stellte Mitja mit Stolz seinen erwachsenen Schülern zum Muster vor, die im Sinne seiner Worte den Ruhm Mitjas im ganzen Konfervatorium verbreiteten.

Der Direktor selbst war in die Klasse gekommen, um Spiridonow zu hören. Er horchte aufmerksam zu und schüttelte den Kopf. Unbegreiflich, daß ein so kleines Kind mit einer solchen Virtuosität spielen konnte!

Alle diese Lobprüche gingen am Herzen Mitjas vorbei und fielen direkt ins Herz des Anton Jegoritsch. Als die beiden die Treppe hinuntergingen, sprach Anton Jegoritsch in leisem Tone: „Siehst du, Mitja, Töubchen, wie gut es war, daß du auf den Vater gehört hast! Du hast sie alle in Erstaunen gesetzt!“

Vater und Sohn zogen sich gerade an, um nach Hause zu gehen. Anton Jegoritsch hüllte Mitja sorgsam ein, wie eine seltene Treibhausblume, die am Wintertag über die Straße getragen werden soll, als Klaidar zu ihnen kam, der ebenfalls im Begriffe war, nach Hause zu gehen.

„Herr Spiridonow! Bringen Sie doch, bitte, Ihren Sohn heute Abend zu uns!“ bat der blondlockige Knabe im ehererbietigen Tone.

Anton Jegoritsch wurde rot. Die Frage erzürnte ihn derart, daß er dem Jungen gar keine Antwort gab. Er führte Mitja auf die Gasse, indem er den Geigenkasten selber trug, und sie setzten sich in einen Schlitten. Klaidar sah ihnen verblüfft nach und sprach vor sich hin: „Hu, welch einen strengen Vater Spiridonow doch hat!“

Als Vater und Sohn nach Hause kamen, verfehlte Mitja Anton Jegoritsch in helles Entzücken. Kaum hatte sich der Junge etwas erwärmt und eiligt ein paar Bissen gegessen, öffnete er selbst den Geigenkasten, nahm die Geige heraus und begann zu spielen. Einen derart freiwilligen Eifer hatte Anton Jegoritsch schon seit langem bei seinem Sohne nicht mehr bemerkt. Mitja spielte ununterbrochen. Und ließ er einmal die Hand sinken, um ein klein wenig auszuspannen, sobald die Türe aufging und auf der Schwelle Anton Jegoritsch erschien, faßte er den Bogen um so fester und spielte im beschleunigten Tempo weiter. Mitja verstand sich selbst nicht. Er fühlte nur das eine: wenn die gewohnten Worte an sein Ohr schlugen: „Mitja, Herzchen, strenge dich an, morgen mußt du alle in Erstaunen setzen!“ Dann würden seine Hände erzittern und die Geige würde zu Boden fallen. Deshalb spielte er endlos fort, spielte bis zum Verlagen der Kräfte, bis zur Betäubung, bis zur völligen Erschöpfung, nur um diese Worte nicht hören zu müssen und auch sonst kein Wort von Anton Jegoritsch.

Als aber der Abend kam und man die Kerzen anzündete, da legte Mitja unerwartet die Geige in das Futteral und sprach zum hereintretenden Anton Jegoritsch: „Ich gehe schlafen, Papa!“

„Wieso denn, Mitja? Du mußt doch Tee trinken, dich erwärmen! Du darfst nicht so ohne weiteres ins Bett, das könnte dir schaden!“

„Nein, ich gehe schlafen,“ beharrte Mitja eigenfinnig, setzte sich auf den Betttrand und begann, sich die Schuhe auszuziehen.

Anton Jegoritsch ging zu ihm und wollte ihm wie gewöhnlich helfen, doch Mitja sagte: „Nicht notwendig, Vater, ich werde selbst fertig!“

Etwas verwirrt von dem ungewohnt selbständigen Vorgehen des Sohnes, wagte es Anton Jegoritsch nicht, den morgigen Abend des Abends durch Fragen zu reizen, obwohl er sonst gewohnt war, ihn zu entkleiden und selbst zu Bett zu bringen. Er wollte den Sohn küssen und ihm gute Nacht wünschen, doch Mitja hatte sich mit samt dem Kopfe in die Decke eingewickelt. Anton Jegoritsch begnügte sich somit, ihn nur zu segnen und zu ihm zu sagen: „Nun, so schlaf, mein Töubchen, schlaf!“ und dachte sich, daß sich schon jetzt in Mitja die launenhafte Natur des echten Künstlers zur Geltung bringe.

Er stellte den Stuhl mit der Kerze neben das Bett, legte daneben ein Päckchen Zündhölzchen und schlich auf Fußspitzen hinaus, behutlich hinter sich die Türe schließend.

Mitja lag eine ganze Weile, ohne sich zu regen, in die Decke ganz eingewickelt. Er spürte, daß seine Glieder wie abgeschlagen waren, die Nerven waren stumpf, der Kopf leer von Gedanken, in der Brust keinerlei Blüthen. Nur ein unbestimmtes Surren in den Ohren, ununterbrochen und hartnäckig. Doch je mehr sein Körper sich erwärmte, desto mehr kam er zu sich. Ihm ging die Luft aus und er deckte sich den

heissen, was anderes bedeuten, als ein Ja auf die grübelnden Fragen, mit denen sich die Tochter am Abend herumgeschlagen hatte, schlaflos in ihrem Bette liegend? Aber Träume sind Schäume, sagt man!

Ein Zweifel wollte wieder sich regen, eine Krise, leise, ganz verflohen, in Fräulein Fleders Seele: fünfzig Mark waren viel Geld. Siebenundzwanzig Mark im Monat hatte sie nur bisher gehabt, seit dem letzten Neujahr erst hatte Herr Rechtsanwalt ihr etwas zugelegt — und man mußte doch auch sparen auf die alten Tage, wenn man nicht mehr in Stellung sein konnte. Fünfhundert Mark hatte sie erst in der Sparrasse. Solange die Eltern lebten, hatte sie alles, aber auch alles nach Hause geschickt — die waren ja alt und konnten nichts mehr verdienen — und dann kamen die Beerdigungen, die kosteten viel; erst der Vater vor sieben Jahren, dann die Mutter vor fünf Jahren. Von da an hatte sie erst zurücklegen können. O Gott, wie konnte sie nur so leichtsinnig sein und ein ganzes Viertel für sich allein spielen!

Nun sie es in der Tasche heimtrug, dünkte dieses leichte Blättchen Papier ihr schwer wie Blei. So viel, so viel Geld hinzugeben für eine einzige Hoffnung! Hatte es die Hälfte von dem Viertel wie bisher nicht auch getan, wäre ein Zehntel nicht genug gewesen? Nein!

Entschlossen richtete sich Fräulein Fleder gerade auf und ging mit eiligen Schritten die lange Gasse hinauf, der Zentralmarkthalle auf dem Alexanderplatz zu. Heute war Freitag. Heute Abend sollte Herr Rechtsanwalt Butterfische haben mit Röschen in der Sauce — nein, jetzt galt es: entweder ein großes Glas oder gar keins!

Diesen Abend schlief Fräulein Fleder ganz beruhigt ein, schnell und fest. Sie hatte das Gefühl, schon das Glück bei einem Zupfel erwischt zu haben.

Hausfrauenblätter.

Ist das Wort der Eipp' entlossen,
Du ergreiffst es nimmermehr,
fährt die Reu' auch mit vier Rossen
Augenblicklich hinterher.

Gesundheitspflege.

Zur Vorbeugung bei Kindern. Wie schwer ist es, Kindern Arzneien beizubringen mit stürken oder unangenehmem Geschmack, wie schwer erst, wenn sie mit irgendeinem Mittel nur den Mund ausfüllen sollen oder gar gurgeln! Das ist für die Eltern wie für die Kinder eine schwere Geduldsprobe, manchmal auch eine direkte Gefahr. Die Mutter sollte es sich deshalb ja nicht verdrießen lassen, in gesunden Tagen die Kinder darauf vorzubereiten. Eine Halskrankheit oder ähnliche Beschwerden können ja über Nacht kommen. Man füllt deshalb allerdand harmlose Flüssigkeiten, Himbeerfrucht, schwarzen Johannisbeerfrucht, Schnitzbrühe usw. in Arzneigläserchen und gibt von Zeit zu Zeit den Kindern einen Kaffeelöffel davon. Jede Mutter kennt die kleinen Mittelchen des Zupfens, Vorstossens, des anspornenden Wetteifers, mit denen leicht erreicht wird, daß die Kinder ohne Mißtrauen, ja mit Freude ihre „Arznei“ nehmen. Wird es dann je Ernst, so ist die kleine Mühe reichlich belohnt. Ebenso ist es mit dem Mundauspülen und Gurgeln. Wenn man es immer wieder probiert, bei kleinen Erfolgen die Jungen lobt und anfeuert, so kann man schon vor Ende des dritten Jahres eine ganz nette Fertigkeit erzielen. Auch an den Gebrauch der Zahnbürste lassen sich mit Liebe und Ausdauer die Kleinen schon viel früher gewöhnen, als man meistens annimmt.

Handarbeiten.

Schlummerrolle und -puff mit Kreuzstichstickerei. Kunststickerin in übereinstimmendem Muster ziert Schlummerrolle und -puff. Abb. 1 und 2. Erster ist aus Ceru-Adstoff hergestellt und wird nach dem Typenmuster Abb. 1 a mit der Stickerin, die mit Vergarn auszuführen ist, ausgestattet. Die Länge der Rolle beträgt 52 Zentimeter und der

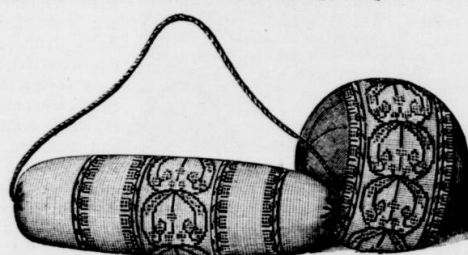
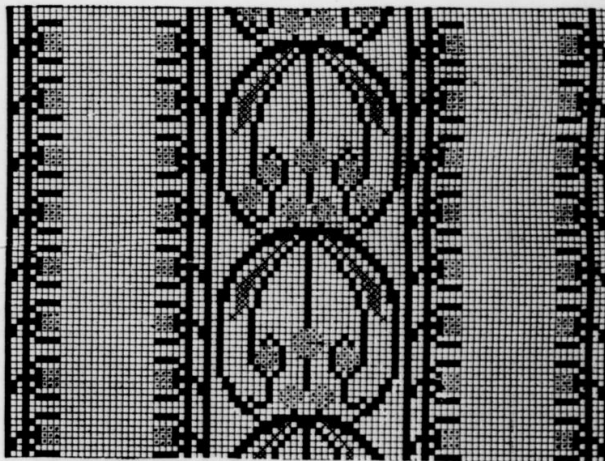


Abb. 1 und 2. Schlummerrolle und -puff mit Kreuzstichstickerei.



■ dunkelgrün, □ mittelgrün, □ hellgrün.

Abb. 1 a. Typenmuster zur Kreuzstichstickerei der Schlummerrolle und des -puffs.

Anfang 50 Zentimeter. Seitlich wird der Stoff dicht zusammengezogen und dabei gleichzeitig die Schnur mit eingenäht. — Der Puff ist aus sechs dunkelgrünen Zuchstreifen zusammengelegt, die je etwa 50 Zentimeter lang, in der Mitte etwa 11 1/2 Zentimeter breit und an beiden Seiten zugespitzt sind. Die Streifen werden bis auf die letzte Naht von links zusammengeknüpft. Der 17 Zentimeter breite gestickte Streifen wird auf dem gleichen Adstoff wie die Schlummerrolle gearbeitet; er wird dem Puff genau in der Mitte aufgenäht. Nachdem der gleichgroße Futterpuff mit der Daunenfüllung dem Oberstoff eingehäutet ist, wird die letzte Naht mit unsichtbaren Stichen von rechts geschlossen.

Fürs Haus.

Mittel gegen Motten. Es gibt viele Mittel, um diese lästigen Plagegeister von unseren Wollschafen und Polstermöbeln fernzuhalten, aber meist sind es stark riechende, uns selbst unangenehm berührende Mittel. Dagegen dürfte es wohl noch nicht allgemein bekannt sein, daß die Blätter des Rußbaumes auch ein wirksames Mittel sind, die Motten zu vertreiben und fernzuhalten. Man pflückt die Blätter, steckt sie in die Polstermöbel und lege sie zwischen Wollschafen. Wenn man verzeiht, so veräumt man nie, verschiedene Sträuße von Rußbaumblättern in die Zimmer zu stellen, und Wollgardinen und -portieren werden von Motten befreit bleiben.

Mangoldgemüse. Die Mangoldblätter werden gepuht und feingehackten, in Salzwasser abgerührt und in frisches Wasser gelegt. Nachher brüht man sie gut aus, röhrt ein Wohl in Butter hellgelb, dämpft die Blätter mit, löst sie mit Fleischbrühe ab, tut etwas Essig, einen Löffel gute Sauce und etwas sauren Rahm daran und läßt es aufkochen.

Zwischen grünen Blättern.

Ein Raupenleben. Von Heinz Westen (Berlin-Friedenau).

Die Sonne bricht durch das dichte Laub der Hedenkirsche und malt zitternde Lichtflecke auf den Boden. Sie steht im Zenit; schwer liegt ihre Glut auf Wiese und Flur. Ein jegliches Getier hat sich verkrochen, geküchelt vor den sengenden Strahlen unter das Buschwerk. Erst in den Abendstunden, wenn es kühler geworden, ziehen die Rehe zur Tränke vorsichtig hinter dem Zeitbock her. Jetzt aber schläft der Wald, schläft die Flur und mit ihnen alles, was freucht und flucht.

Dichter dringen die Strahlen in das Blättergewirr, huschen über kleine Vögel, die verschlafen mit den Augen blinzeln, und brechen sich Bahn durch das Gebüsch. Da stoßen sie auf eine seltsame Erscheinung, auf ein tätiges lebendes Wesen, das sich bewegt und frist, unaufhörlich frist, auf eine kleine grüne Raupe.

Schmuck und zierlich schaut sie aus in ihrem hellgrünen Kleide, das mit weißen Seitenstreifen garniert ist. Die braunroten Dornen, die in zwei Reihen den Rücken zieren, heben sich vorteilhaft von dem grünen Grundton ab, und der herzförmige rote Kopf vervollständigt das Bild von der Raupe eines kleinen Eisvogels.

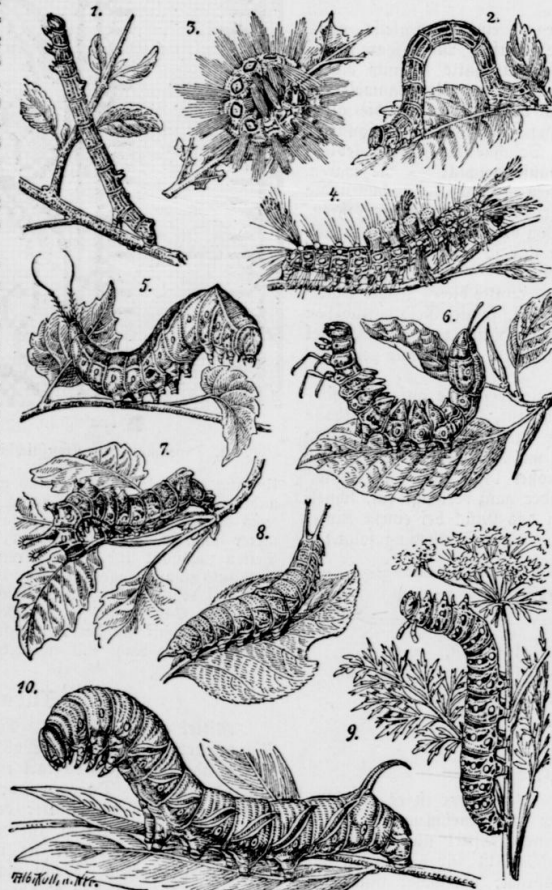
Doch die junge Raupe legt wenig Wert auf ihr Äußeres. Sie frist unaufhörlich bis auf die Stunden, in denen sie schläft. Kriechen und Schlafen ist ihr Lebensberuf. Andere Lebewesen sind überdran. Die müssen sich um die junge Brut sorgen, stundenlang nach Nahrung suchen. All dies blieb der kleinen grünen Raupe erpart. Die Nahrungsorge hat ihr die Mutter abgenommen, die ihre Eier abgelegt hat an die Blätter der Pflanzen, die ihr besonders schmad-

haft erschienen. So fanden die kleinen Raupen, nachdem sie später aus Kriechen waren, ein n gedekten Tisch vor, an dem sie es sich schmecken lassen. Zwei bis drei Monate da ert die Herrlichkeit; dann räumt die Natur die Tafel wieder ab, und Schmalhans wird Kittenmeister. Der Winter naht. Viele Raupen verpuppen sich jetzt. Das ist unstrittig praktischer und bequemer. Doch die Natur, die Herrin im Reich der Lebenden, diktiert ihre Gesetze. Und sie befaht dem Eisvogel, als Raupe zu überwintern. So verkrücht sich die junge Raupe in dürres Geisblattg büsch und übersteht den Winter so gut und schlecht, als es eben geht.

Vös schauen sie aus, di-se Wintertage. Der Schutz, den das dürre Buschwerk bietet, ist nicht sonderlich viel wert, und jeder kalte, schneidende Wind weiß die Raupe zu treffen, die zusammengekrümm hinter den vertrockneten Blättern liegt. Um so schöner wird es aber dann im März und April, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen das frische, saftige Grün aus den Bäumen locken. Dann beginnt ein anderes Leben. Mit Heißhunger stürzt die Raupe über das frische Grün her, ganz anders, noch, als im vergangenen Herbst. Da mag das Unbehagen vor dem so m m en Winter die Fresslust mit unter gehemmt haben. Der sollt: die Raupe wirklich wissen, daß sie den Winter besser übersteht, wenn sie nicht zu viel Fett ansetzt?

Doch im Frühling fallen alle Bedenken. Wie prächtig schmeckt das junge, zarte Grün, wie bequem ist es zu erreichen! Wenn nur die vielen Feinde nicht wären, fürwahr, das Leben wäre so übel nicht!

Feinde? Wer wollte wohl die fern kleinen Tierchen, das keinem etwas Böses tut, zu Leibe? Viele, allzu viele sind es, genug, um aus dem paradiesischen Leben eine Hölle zu machen; Igel Schlangen und Giebedchen und der Vögel unendlich's Heer. Auch der Mensch fehlt nicht auf dem Kriegssplatz. Er ist durch-aus nicht entzückt davon, daß die Raupe die Blätter von den Sträu-chen frist. Mit Raupenklein, mit



1. Angerona prunaria L., Schlehenspanner. 2. Abraxas sylvata Sr., Ulmenpanner. 3. Acronycta aceris L., Ahorneule. 4. Orgyia anti-qua L., Schlehenspanner. 5. Dierana vinula L., Großer Gabelschwanz. 6. Stauropus fagi L., Buchenspanner. 7. Limenitis populi L., Großer Eisvogel. 8. Apatura ilia Schiff., Kleiner Schillerfalter. 9. Papilio machaon L., Schwalbenschwanz. 10. Sphinx li-gustri L., Liguistenschwärmer.

Stellung der Raupen an ihren Futterpflanzen.



Sandwespen, Raupen fälschend.

ein gutes Futter. Tausende junger Pilze können in ihm sich entwickeln. Doch noch gefährlichere Feinde: li gen auf der Lauer. Ruhig und behaglich schließt sich die Raupe über das Blatt. Die drei paar Brustfüße rücken zuerst vor, dann folgen die Bauch-

füße, vier an jeder Seite; ein Paar Hüfte schiebt den Körper nach. So geht es im Schneidentempo von Blatt zu Blatt. Eine Schlup- weise kommt in Sicht. Schaubert die Raupe zusammen? Sucht sie zu fliehen? ... Was wissen wir vom Seelenleben einer Raupe? ... Schon ist die Wespe nahe, dicht über dem Rücken. Schon liegt sie ihr auf dem Rücken, schlägt die Flügel an- einander und hält sich mit den Füßen fest. Will sie die Raupe zum Rei- ter machen? Die muß sich wehr- los alles gefallen lassen. Nur ein- mal zieht sie sich ein wenig zusam- men, als wenn sie sich aufbäumen wollte gegen den ungebetenen Reiter. Doch bald sieht sie das Nutzlose ihres Bemühens ein. Sie ergibt sich in ihr Geschick und frist weiter. Doch auch die Schlupfwepe wird des grü- nen Nahrungstisches bald überdrüssig. Ein, zwei lästige Flügelschläge, und schon ist sie dem Horizont der kurz- sichtigen Raupe entschwunden, die un- verdrossen sich weiter ihrem Lebens- ziele hingibt.

Was war auch weiter geschehen? Einige Sekunden als Reiter dienen und noch der stolzen Wespe, die sich so hoch in die Luft heben kann, das ist nicht schlimm. Freilich, im An- fang, da war es etwas schmerzlich. Bohrte ihr nicht die Wespe den Stachel in den Rücken? Doch der Schmerz verging bald. Jedes Rei- tier muß sich den Sporn gefallen lassen.

Wenn nur der Reiter nicht zum Todesritt geworden wäre! Zum To- desritt nicht für den Reiter, sondern für das Roß. Die Schlupfwepe war ein Weibchen. Mit Hilfe des Lege- stachels hat sie ihre Eier in den Körper der Raupe gelegt. Da lie- gen sie gut, zwei, drei Wochen lang, bis die jungen Wespenraupen aus- schlüpfen und die grüne Raupe auf- fressen, von innen heraus sich frei- send einen Weg ins Freie bahnen. Dann ist es zu Ende mit der Rau- penherrlichkeit.

Es ist zu allen Zeiten viel und vieles über die Wechselbeziehungen zwischen Blumen und Insekten ge- schrieben worden. Wie die einen durch die andern bestäubt werden und die Natur es just so vortrefflich eingerichtet hat, daß sie die Pflan- zen gerade zu der Zeit aufblühen läßt, in der auch Insekten, die in Größe und Form zu ihnen pass- en, aus der Larve schlüpfen, und was des Wunderbaren mehr ist ... Die Beziehungen zwi- schen Schlupfwe- pen und Raupen sind, wenn auch ein eittiger Art, doch nicht weniger inter- essant. Oder nimmt es nicht wunder, daß von den vie- len Arten der Schlupfwe- pen

und Schlupfliegen jede die Raupeart zu finden weiß, deren Lebenszeit und Lebensdauer mit der Entwicklung ihrer Eier übereinstimmt? Denn was würde ihr eine Raupe nützen, die sich verpuppt am Tage darauf, an dem die Wespe ihre Eier in si-

versteckt? Vanzü, ehe die junge Brut den Eiern entschlüpft, hat die Raupe die angesammelten Fettmassen zur eigenen Entwik- lung verbraucht, und die austretenden Wespen finden die Tafel leer. Noch ein zweites Wunder birgt sich in den Beziehungen zwischen Wespe und Raupe. Woher haben die jungen, austretenden Wespen die genaue Kenntnis des Raupenkörpers? Woher kennen sie seine Organe und wissen sie die wichtigen von den weniger wichtigen zu unterscheiden? Und doch müssen sie dieses Wissen be- sitzen. Sonst würden sie kaum zuerst die Fettpolster und dann jene Organe verzeihen, die zur Erhaltung des Lebens nicht unbed- ingt erforderlich sind. Sie würden vielleicht die wichtigsten Organe zuerst zerstören und hierdurch die Raupe töten und sich selbst. Denn wenn die Raupe tot ist und ihr Körper verwest, ist der Nähr- boden den jungen Wespen entzogen, und sie müssen verhungern. Darum trachten sie danach, ihren Vort so lange als möglich am



Am grünen Sang. Nach einem Gemälde von Carl Schultze.

Der Garten liegt duftend und blütenbesneit, Die Lebenslust leuchtet aus jedem Gesicht, Die Sonne blickt flimmernd durchs Grün, Ein Glockenlaut weht durch die Früh' — So morgenfrisch lächelt die Leuzherrlichkeit, Mai'elige Menschen und Augen so licht Als sollte sie niemals verblühen.

Ein heimliches Grüßen — ein Glanz im Blick — Die Mädchen in schimmerndem Kleid, In klopfendem Herzen ein junges Glück Und ein Ahnen von goldener Zeit.

Aus: „Weichselrauschen“. Von Bruno Pompeti. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart.

Leben zu erhalten; erst, wenn sie alles andere verzehrt haben, wagen sie sich an die wichtigeren Organe. Dann schadet es ihnen nichts m. hr. Dann sind sie groß und stark geworden, um ein Loch durch die Haut zu fressen und den Weg in die weite Welt anzutreten. Manche Raupe verfällt so dem tragischen Geschick, zum Schla- raffenberg der Wespen und Fliegen zu werden. Doch viele ent- gehen dem Verhängnis, entgehen auch den andern Feinden, den Vögeln, Schlangen und Igel. Das Geschick läßt sie in Ruhe und Beschaulichkeit sich den Frühling über anfressen, bis nach drei oder vier Häutungen die Zeit der Puppe gekommen ist.

Da die Eisvogelpuppe nicht überwintert, macht sich die Raupe die Arbeit leicht. Wozu das unnötige Gespinnst, das so viel Mühe macht? Die Raupe hängt sich mit den hintersten Füßchen, den Nachschleibfüßchen, am Blatt auf und schrumpft zusammen: die Paare fallen aus, die Haut glättet sich, eine hornartige Substanz

verbringt. Da läßt es sich gut leben. Die Pärchen finden sich zu lustigem Spiel, und wenn sie müde geworden, flattern sie zum nächsten Baum. Die Flügel werden hochgeschlagen, damit die le- haft gezeichnete Oberseite keine Feinde anlockt. Die rostbraune Unterseite paßt sich vortrefflich der Rinde an und macht den sitzenden Schmetterling fast unsichtbar. Mimitry. Nach kurzer Ruhe wird mit den „Rugpfoten“, den verkümmerten Vorderbeinen, der Kopf gepußt und gestriegelt, und das lustige Spiel beginnt von neuem, solange die Sonne scheint, bis ein kühler Abend, ein Nachtfrost, ein Vogel oder die Altersschwäche seiner dreißigen Tage dem fröhlichen, kurzen Schmetterlingsleben ein Ende bereiten.

Das Weibchen aber legt, ehe es ans Sterben geht, seine Eier an die Blätter der Heckensträucher, auf daß aus diesen Eiern wieder junge Raupen ausschlüpfen, aus denen sich in ewig gleicher Reihe die Puppen und Schmetterlinge entwickeln.